

Gift einzusaugen. Ich muß gestehen, daß ich trotz allem Respekt für zeitgenössische Denker, die von der Kabbala beeinflusst sind, geneigt bin, den kabbalistischen und eben damit auch den chassidistischen Esoterismus und so manche andere billige Tröstung, zu billiger Tröstung, individueller oder kollektiver Anpassung an die Heilslehren und Götzendienste der Weltvölker als ein solches Erlahmen in diesem unerhört schweren Neinsagen zu betrachten.

Schließlich, was ja nun doch den Sinn auch des Nein, um dessentwillen es so mühsam durchgehalten werden muß, darstellt, wachgeblieben ist zuletzt im jüdischen Menschentum dennoch immer wieder der Wille zum Gotteskönigtum, zum Reich; die unauslöschliche Hoffnung, daß es schließlich doch noch kommt, wie es verheißen ist. Freilich mußte auch dann immer wieder eine Art Zoll gezahlt werden, in Gestalt der falschen Messias. Ich kann mir nicht versagen, hier ein paar Worte aus Franz Rosenzweigs großartigen Kommentaren zu Gedichten des großen jüdischen mittelalterlichen Dichters Jehuda Halevi zu wiederholen: „Die Erwartung des Messias“, schreibt Rosenzweig, „von der und um derentwillen das Judentum lebt, wäre ein leeres Theologumen, eine bloße ‚Idee‘, ein Geschwätz – wenn sie sich nicht immer wieder verwirklichte und entwirklichte, täuschte und enttäuschte an der Gestalt des falschen Messias. Der falsche Messias ist so alt wie die Hoffnung des echten, er ist die wechselnde Form dieser bleibenden Hoffnung. Jedes jüdische Geschlecht teilt sich durch ihn in die, welche die Glaubenskraft haben, sich täuschen zu lassen, und die, welche die Hoffnungskraft haben, sich nicht täuschen zu lassen. Jene“ (mit der Glaubenskraft) „sind die Besseren, diese“ (mit der Hoffnungskraft, sich nicht täuschen zu lassen) „die Stärkeren. Jene bluten als Opfer auf dem Altar der Ewigkeit des Volks, diese dienen als Priester vor diesem Altar. Bis es einmal umgekehrt sein wird und der Glaube der Gläubigen zur Wahrheit, die“ (bloße) „Hoffnung der Hoffenden zur Lüge wird. Dann – und niemand weiß, ob dies ‚dann‘ nicht noch heute eintreten wird –, dann ist die Aufgabe der Hoffenden zu Ende, und wer dann, wenn der Morgen dieses Heute angebrochen ist, noch zu den Hoffenden und nicht zu den Glaubenden gehört, der läuft Gefahr, verworfen zu

werden. Diese Gefahr hängt über dem scheinbar gefahrloseren Leben des Hoffenden. – Hermann Cohen sagte einmal zu mir – er war schon über siebzig –: ‚Ich hoffe doch noch, den Anbruch der messianischen Zeit zu erleben.‘ Damit meinte er, ein Gläubiger des falschen Messias des 19. Jahrhunderts, die Bekehrung der Christen zum ‚reinen Monotheismus‘ seines Judentums, die er in der liberalen protestantischen Theologie sich vorbereiten zu sehen meinte. Ich fuhr zusammen vor dieser Gewalt des ‚bald, in unsern Tagen‘ und wagte nicht, zu sagen, daß *diese* Zeichen mir keine Zeichen wären, sondern erwiderte nur, ich glaubte, es nicht zu erleben. Darauf er: ‚Aber wann meinen Sie denn?‘ Da hatte ich nicht das Herz, keine Zahl zu nennen und sagte: Wohl erst nach Hunderten von Jahren. Er aber verstand: Wohl erst nach hundert Jahren, und rief: ‚O bitte, sagen Sie fünfzig!‘“ Rosenzweig hat also etwa den liberalen Glauben als einen der falschen Messiasen in der Emanzipationszeit des Judentums gesehen, später kam auf, schon im 19. Jahrhundert, der radikalere sozialistische, vor allem durch Karl Marx, wo nun auch die grausigste Verkehrung ins Gegenteil gerade heute beim angeblichen Übergang vom bloßen vorbereitenden Sozialismus zum wahren Kommunismus, soll heißen zum definitiven Stadium, proklamiert wird; womit der stalinistische Antisemitismus engstens zusammenhängt, weil die jüdischen Menschen, auch als religiös ungläubige Bolschewisten, sich mit solchem Schwindel nicht so leicht abspeisen lassen. Denn es bleibt wahr, jener Satz, den wiederum Horkheimer/Adorno gegen Ende ihres Buches auf Seite 234 aussprechen: „Versöhnung ist der höchste Begriff des Judentums, und dessen ganzer Sinn ist die Erwartung.“ Versöhnung als Ziel, Erwartung als der Zustand, den zu ertragen man nicht müde werden darf.

Damit glaube ich, das Nötigste über den jüdischen Beitrag zum europäischen Dasein – und (mehr impliziert) Selbstverständnis – zusammengefaßt, wenigstens skizziert zu haben; europäische Existenz ist undenkbar ohne das Hineinvermitteltwordensein vom Sinai her: jüdischer Hoffnung, jüdischen Erwartens, Erwartens einer unaufgebbaren Vollendung im wahren und wirklichen Königtum, in der wahren Herrschaft des Einen; Jahve echad.

3.b Israel und die Hoffnung der Welt

Das 3. trikonfessionelle Gespräch in der Evangelischen Akademie Berlin vom 27. Februar bis 2. März 1959

Der ‚Herder-Korrespondenz‘ ([XIII/10] vom Juli 1959, S. 463) entnehmen wir mit freundlicher Erlaubnis der Schriftleitung den folgenden Beitrag:

Das dritte trikonfessionelle Gespräch in der Evangelischen Akademie am kleinen Wannsee zu Berlin unter der unaufdringlichen Leitung von W. D. Marsch stand schon weit umfassender als seine beiden Vorläufer (1957 und 1958; vgl. Herder-Korrespondenz, 11. Jg., S. 405) im Zeichen des direkten Austauschs von Perspektiven des Glaubens aus jüdischer, katholischer und evangelischer Sicht. Man unterhielt sich so gut wie gar nicht mehr über die Fragen: „Können wir überhaupt miteinander auf einer gewissen gemeinsamen Basis Religionsgespräche führen?“ (1957: „Una Sancta mit den Juden?“) oder: „Wie sehen wir einander im ganzen?“ (1958: „Israel und die Völker“). Man befragte einander vielmehr diesmal vor allem nach der konkreten Sicht der *Sünde* auf der einen, der *Erwählung* und der *Heiligung* auf der anderen Seite, und es zeigte sich, daß man einander zu alledem Grundlegendes zu sagen hatte.

Den gemeinsamen Ausgangspunkt kennzeichnete Prof. Dr. F. Scholz (Fulda/Frankfurt) treffend durch ein Zitat von

Nietzsche, der die Sünde geradezu eine „jüdische Erfindung“ genannt hat. Für uns heißt das: Durch die Juden zuerst hat Gott uns Menschen erfahren lassen, daß wir vor ihm allzumal Sünder sind. Was das insbesondere für die beiden klar unterschiedenen Komplexe von „Erbschuld und Tatsünde im christlichen (speziell: katholischen) Denken“ bedeutet, entwickelte der Vortragende klar und präzise, wobei modernste psychologische Erkenntnis (Schulz-Henke) zur Erhellung diente und die alte Wahrheit vom Gegensatz zwischen Ich-„Liebe“ und Du-Hingabe-Tendenz illustrierte. Das unbeirrbar Festhalten daran, daß der Mensch bei aller Verengung seines Wert-Blickfeldes durch Erbsündefolgen ein gewisses Maß von Freiheit bzw. Verantwortlichkeit behält, ergab die weitgehende Gemeinsamkeit der katholischen Anthropologie mit der jüdischen, welche von Oberrabbiner Dr. K. Wilhelm, Stockholm, vorgetragen wurde. Dabei wurde weniger die Verantwortung für begangene Schuld (stets individuell – aber in Solidarität mit der Gemeinschaft) betont, als die stets bleibende Freiheit zur Umkehr (T’schuwa): Als Gott die Welt geplant hatte und voraussah, sie werde durch Adams Sünde

verstört werden – da schuf er die Umkehr, erzählt ein Midrasch (womit die T'schuwa an die Stelle gesetzt ist, die – christlich gesehen – vom Erlöser eingenommen wird: „o felix culpa, quae talem ac tantum meruit habere Redemptorem!“). „Wo die Männer der Heimkehr stehen, da werden selbst die Gerechten nicht hingelassen“ folgert R. Abbah aus Is 57, 19, woselbst zuerst den „Fernen“, danach den „Nahen“ das Heil verheißen wird. Diese Weitung kommt schon fast an das Gleichnis vom verlorenen Sohn heran, das christlicherseits ausgelegt wurde. Die „Nahen“ nun, das sind zunächst einmal die Juden: als ganz ausgesondertes (partikularistisches) Volk, das doch zugleich den weiteren Universalismus aufgetragen bekam, indem es allen Völkern das Heil vermitteln soll. Das entwickelte treffend R. Wilhelms zweiter Vortrag: „Erwählung im jüdischen Denken!“. Vertrat er darin jene Überlieferungslinie, die durch die Satzfolge charakterisiert wird: 1. „Das Volk erwählte sich diesen Gott und“ 2. „wurde von ihm erwählt“, so ergänzte R. Abir in einer Art Korreferat die andere (den Christen viel verwandter berührende) Tradition, wonach Gott schon am Sinai die Kinder Israels geradezu in den Bund hinein genötigt hat und so schon Abraham, so noch alle späteren Geschlechter: „Zu bekennenden Juden wurden wir geschlagen“, bezeugt ein Zeitgenosse (Freiburger Rundbrief XI, 117); das ist wahrlich mehr, als „zum Ritter geschlagen zu werden“; *mysterium iniquitatis* – et gratiae.

So kam es nicht bloß von außen an die jüdischen Teilnehmer heran, wenn das Referat Prof. Hendrik van Oyens, Basel, das den inhaltlichen Höhepunkt der Tagung bildete: „Heiligung im christlichen Denken“² in die Frage ausmündete: Was gilt nun: Ist Israel ganz aus eignem der „leidende Gottesknecht“ und Mittler zwischen Gott und Welt bis zu dem Anspruch, daß ohne es „Gott nicht ein Nu kann leben“ (Angelus Silesius, zitiert von Wilhelm), oder steht am Anfang Gottes unerforschlicher Gnadenratschluß, kraft dessen seine Heiligkeit durch seine Heiligen offenbar wird? Als *Treue* in den Erhaltungsordnungen auch des äußeren Rechtes; als *Hilfe* bis in das Lebensopfer hinein, das für uns geschah und von uns gefordert werden kann; als *Sieg* – trotz unserem Ver-

1 Abdruck unter dem Titel „Erwählung Israels im jüd. Denken“ in: Monatschrift für Pastoraltheologie, Sept. 1959 (48, 9), S. 382 ff.

2 Abdruck unter dem Titel: „Heiligung in der Gerechtigkeit“ a. a. O. Dez. 1959 (48, 12), S. 458 ff.

sagen –, den Gott errungen hat (christlichem Auferstehungs-glauben gemäß, aber auch wir zuletzt mit ihm erringen sollen (wie Christ und Jude erwarten)!

Die Notwendigkeit christlich-jüdischer Kontakte

Man ging nicht mit einer fertigen Antwort auf solche Fragen von einem Gespräch nach Hause, das von R. Wilhelm mit Recht als ein Anfang weiterer seinesgleichen gekennzeichnet wurde, als er sein Schlußwort hielt. Vieles andere war daneben noch aufgeklungen. Nicht zuletzt die bedrückende Sorge um die weitere Möglichkeit deutsch-jüdischer Kontakte angesichts der ganzen Situation der Juden im Nach-Hitler-Deutschland, wie sie nüchtern-illusionslos von Dr. Hans Lamm, Düsseldorf, geschildert wurde und sehr weitgehend auf eine Bestätigung des schon 1933 gesprochenen Wortes von Oberrabbiner Dr. Baeck über das Ende der anderthalbtausendjährigen deutsch-jüdischen Geschichte hinaus-kam.

Um so wichtiger ist es, daß in der Hoffnung wieder die Hoffnungslosigkeit – *spe contra spem* – immer wieder solche Versuche gewagt werden, wobei besonders ein junger Gesprächspartner aus Israel als Bürge für die dortige religiöse Erneuerung sehr fruchtbar mitwirkte und mit seinen unbefangenen Fragen nach den eigentlichen Unterschieden die christlichen Teilnehmer zu klärender Darlegung ihrer letzten Glaubensgrundlagen nötigte. Immer wieder wurde dabei deutlich, was Prof. K. Thieme, Gernersheim/Mainz, schon in seiner Einführung über „Dialog der Konfessionen“ und der biblischen Besinnung über das Vater-Wort zum „älteren Bruder“ des Verlorenen Sohnes (Luk 15, 31) entwickelt hatte und was wie ein Leitmotiv die Tagung durchklang: Weil Gottes Ratschlüsse unbereubar sind (Röm 11, 29), gilt für den frommen Juden heute wie gestern: „Mein Sohn, du bist allezeit bei mir...“ Noch da, wo wir ihm widersprechen, ihn mit ersten Bedenken über sein Selbst- und Gottesverständnis befragen müssen, haben wir ihn – heute mehr denn je – als Angehörigen des erwählten Priestervolkes zu respektieren und ernstzunehmen. Denn wir teilen mit ihm denselben Ursprung, leben letztlich mit ihm derselben Hoffnung, kraft welcher wir gewiß sind, nicht ohne ihn zur Vollendung des Heils zu kommen. Die Hoffnung Israels ist und bleibt ja – die einzige unenttäuschbare Hoffnung der ganzen Welt.

3.c Christen und Juden heute

Mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung bringen wir aus der „Herder-Korrespondenz“ (XIV/3) vom Dezember 1959, S. 101 f.) den folgenden Bericht von der Tagung der Katholischen Rabanus-Maurus-Akademie in Königstein am 7. und 8. November 1959.

Eine Wochenendtagung der Rabanus-Maurus-Akademie, die am 7. und 8. November 1959 in Bad Königstein stattfand, befaßte sich mit dem Thema: „Christen und Juden heute“. Es war dies das erste Mal, daß die Akademie sich dieses Themas annahm, und es war eher ein Versuch, das Interesse der Teilnehmer zu prüfen, und, wie es im Programm hieß, diese Terra incognita in gemeinsamem Bemühen zu durchforschen. Es erwies sich dann, daß das Interesse so groß war, daß eine Anzahl von Anmeldungen nicht angenommen werden konnten.

Von den vier Vorträgen der Tagung sind zwei – allein der Thematik wegen – hervorzuheben: „Das christlich-jüdische Verhältnis in seiner geschichtlichen Entwicklung – der religiöse Aspekt der Judenfrage“ von Prof. Dr. Karl Thieme, Gernersheim, und „Christen und Juden heute – die christlich-jüdische Wiederbegegnung“ von Prof. Dr. Karl Thieme und Dr. Ludwig Ehrlich, Basel.

Bedeutsam waren vor allem einige Formulierungen Thiemes

zum Gegensatzverhältnis zwischen Christen und Juden, in dem sich zweierlei Verhältnisse überschichten: Zu dem gegebenen konfessionellen Antagonismus gesellt sich mit dem Überhandnehmen der Nichtjuden in der christlichen Kirche ein ethnischer, so daß die Feindschaft zwischen Juden und Christen (die in den ersten Jahrhunderten noch ein gegenseitiges Verhältnis war) auch zu einer Feindschaft zwischen Juden und Heiden wird. Damit hatte Thieme das zweifache Verhältnis, das ja auch in der Gegenwart noch besteht, im wesentlichen definiert, leider ohne die entsprechenden Konsequenzen für die Praxis darzulegen, was in seinem Vortrag wohl auch nicht gut möglich war.

Das konfessionelle Verhältnis, sagte Thieme, „scheint in einigen wichtigen Punkten dem Verhältnis von Katholiken und Protestanten zu gleichen“, ohne daß dabei die grundlegenden Unterschiede übersehen werden dürfen. Die Legitimation Pauli gegenüber den Juden, zu denen er sich ja nach seinem eigenen Zeugnis selber zählt (vgl. Apg 23, 1–5), ist der „Auferstandene“, die Legitimation Luthers die „Bibel“. In beiden Fällen also der Glaube, der einer Glaubens-tradition gegenübergestellt wurde.

Im weiteren zeigte Thieme verschiedene Stufen des „christ-